

Josef Reichholf

Warum die Menschen sesshaft wurden



Preis € (D) 9,95 | € (A) 10,30 | SFR 17,90

ISBN: 978-3-596-17932-9

320 Seiten

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Vorwort: Wir Nomaden

Unserer Natur nach sind wir Nomaden. Seit Urzeiten streiften die Menschen als Jäger und Sammler umher. Doch vor etwa 10 000 Jahren ereignete sich etwas Besonderes. Im Vorderen Orient wurde der Ackerbau erfunden. Mit ihm begann eine ganz neue Ära. Aus der Vorgeschichte wurde Geschichte, Kulturgeschichte. Alles, was vorher war, gehört zur Naturgeschichte. Erst mit dem Ackerbau löste sich der Mensch aus der Natur, in die er von Anfang an eingebunden war. Seither wird ein zunehmend größerer Teil des zum Leben Benötigten mit eigener Hände Arbeit erzeugt. Es ist nun der Mensch, der produziert, und nicht mehr die Natur allein. Die menschlichen Gesellschaften strukturieren sich um. Ein ganz neuer Weg wird eingeschlagen. Er führt rasch von ersten Ansiedlungen zu städtischen Gemeinschaften. Aus locker miteinander verbundenen Kleingruppen und Stämmen werden Völker und Staaten. Ein starkes Anwachsen der Bevölkerung, das vorher die nomadischen Gruppen bedroht hätte, weil sich die Zahl der Menschen auf die Häufigkeit des Wildes einstellen musste, wird nun vorteilhaft. Denn mit der Zahl der Menschen steigt die Produktivität. Aus ihr geht »Besitz« hervor. Menschen und Besitz verbinden sich zur Macht. Der neue Lebensstil erweist sich dem alten gegenüber als sehr überlegen. Er findet Nachahmer, breitet sich aus und wird dominant. Steinzeitliche Jäger- und Sammler-Kulturen existieren dennoch weiter. Aber sie werden in der neuen Ära

der Geschichte immer mehr an die Ränder des Geschehens abgedrängt. Nur in Resten überleben sie bis in unsere Gegenwart. Ihre Lebensweise vermittelte gerade noch rechtzeitig vor ihrem Aussterben einige ungefähre Vorstellungen davon, wie die Menschen in den langen Zeiten der Vorgeschichte lebten. Sie waren Nutzer der natürlichen Produktion. Sie jagten, was es zu jagen gab. Sie nutzten, was verwertbar war. Sie sammelten Wurzelknollen, Beeren, Früchte, Nüsse und andere Pflanzenkost. Sie vermehrten sich nur so stark, wie ihre Umwelt das zuließ. Es gab keine Überbevölkerung. Die Menschen lebten »im Einklang mit der Natur«. Das schließen wir heute daraus. Mindestens neun Zehntel der Zeit, seit es den Menschen als biologische Art gibt, sicherten Jagen und Sammeln das Überleben. Dieses Dasein war gewiss nicht paradiesisch, aber offenbar erfolgreich genug, dass es viele Jahrtausende überdauerte. Plötzlich kam dieser andere, ganz neue Lebensstil auf. Wie konnte die Sesshaftigkeit gleich so viel mehr Lebenssicherheit bieten, dass sie sich von Anfang an als überlegen erwies? Weshalb überdauerten Jäger- und Sammler-Kulturen bis in unsere Zeit nicht in den dafür günstigsten, sondern in den unwirtschaftlichsten Gegenden? Was geschah in jener Zeit, die zu einem neuen Anfang geriet?

Historiker bezeichneten das Geschehen als »Neolithische Revolution«. Revolutionen haben Gründe. Ob gute oder schlechte, darüber wird vorher wie hinterher höchst unterschiedlich geurteilt. Grundlos treten sie jedenfalls nicht auf. Eine »revolutionäre Veränderung«, noch dazu eine solche, die seit rund zehn Jahrtausenden Bestand hat und zu ganz neuen, nicht einmal ansatzweise vorher da gewesenen Lebensformen führte, sollte massive Gründe gehabt haben. Ihnen nachzuspüren, darum geht es in diesem Buch. Der Titel ist das Programm: Warum sind die Menschen sesshaft geworden? Einige Gruppen von Menschen zunächst und auch nur

in bestimmten Gebieten, dann immer mehr und schließlich fast die gesamte Menschheit. Unsere Geschichte nahm damit ihren Lauf. Eigentlich ist sie unsere »zweite Geschichte«, denn die erste, die Naturgeschichte von *Homo sapiens* und der Gattung Mensch, aus der unsere Art hervorgegangen ist, war ihr lange schon vorausgegangen. Wir werden auf diese »erste Geschichte« zurückgreifen müssen, um unsere zweite verstehen zu können. Aber wird sich damit das größte Rätsel der Menschheit, die Entstehung der Kultur, auch lösen lassen?

Einleitung

Im Oktober 1979 bekam ich als deutsches Mitglied der Kommission für Ökologie der Internationalen Naturschutzunion (IUCN) die Möglichkeit, den nordaustralischen Kakadu-Nationalpark zu besuchen. Er liegt östlich der Stadt Darwin und gehört in den tropisch-subtropischen Regionen der Erde zu den am wenigsten von Menschen beeinflussten Wildnissen. Schier endlos dehnt sich krüppelhaft gewachsener, lichter Eukalyptuswald aus. Uralte Sandsteinfelsen ragen stellenweise daraus hervor. Für australische Verhältnisse »große« Flüsse haben bizarre Canyons in diese Urlandschaft geschnitten. Malerische Szenerien begleiten die Ufer, an denen Pandanus-Bäume, zu Deutsch recht unschön Schraubenbäume genannt, mit hellem Grün zum düsteren Rotbraun der Felsen und zum Grau der Wälder kontrastieren. Ufernah stehen sie auf Stelzwurzeln und mit ihrem zumeist verkrümmten Wuchs sehen sie wie Mischwiesen zwischen Mangrove und Palmen aus. Weiße Kakadus fliegen laut kreischend in Gruppen umher. Mitunter löst sich aus ihren Scharen, für die sich andere Vögel nicht weiter interessieren, ein besonderer Weißer. Nach Art von Greifvögeln startet er nun einen Jagdflug und enttarnt sich damit als weißer Habicht (*Accipiter novaehollandiae*). Er hatte sich unter die Corella-Kakadus (*Cacatua pastinator*) gemischt. In deren Schwärmen bleibt er unentdeckt. Für die von ihm gejagten Kleinvögel stößt der Feind aus den Kakaduschwärmen ganz überraschend zu. Wo

es keine weißen Kakadus gibt, kommt dieser Habicht in sogenannter grauer Phase vor. Die Kakadus greift er nicht an. Sie wären für ihn zu stark und mit ihren kräftigen Schnäbeln auch zu gefährlich.

Viele Besonderheiten gibt es in Australien, aus unserer europäischen Sicht zumal, für die dieser Kontinent in vielerlei Hinsicht eine andere Welt ist. Ungereimtheiten kommen hinzu, weil für die Neuheiten keine geeigneten Namen zur Verfügung standen, als sie entdeckt wurden. So heißen mehrere Flüsse in Nordaustralien Alligator River, obgleich es Alligatoren dort gar nicht gibt. Diese amerikanischen Panzerechsen blieben geradezu harmlos verglichen mit den Riesen von Salzwasserkrokodilen (*Crocodylus porosus*), die an den zur Arafura See hin entwässernden Flüssen leben. Große Salzwasserkrokodile sind auch für Menschen bedrohlich.

Wir fuhren daher in geräumigen Aluminiumbooten mit starken Außenbordmotoren flussaufwärts, bis die Küstenzone weit genug hinter uns lag, in der die gefährlichen Krokodile vorkommen. Auf einer Sandbank unter einer am Ufer wachsenden Gruppe großer Eukalypten wurde Mittagsrast gemacht. Schatten spendeten diese Bäume jedoch kaum, zumal die Sonne senkrecht stand. Ihre Blätter hängen nach unten. Ungehindert lassen sie die Strahlung durch. Bei an die 40 Grad Celsius Lufttemperatur und kaum spürbarer Luftbewegung breitete sich im Canyon eine dösige Stimmung aus. Der Direktor der australischen Nationalparks, der die Exkursion leitete, fragte dennoch, ob jemand Lust hätte, jetzt mit einem als Ranger im Nationalpark tätigen Aborigine in den Busch zu gehen. Dort könnte dieser die Liebeslaube eines Laubenvogels vorführen. Robert E. Ricklefs, Ornithologe und Ökologe wie ich, wollte sich mit mir zusammen diese Möglichkeit nicht entgehen lassen. Wir folgten über den Steilhang

hinauf, den der Fluss in das Plateau geschnitten hatte, dem Aborigine in den Wald. Mit einem merkwürdigen, für uns nicht zu schnellen Schlenderschritt strebte dieser auf das nur ihm bekannte Ziel zu. Schon nach wenigen Minuten nahm uns ein völlig gleichförmiger Eukalyptus-Buschwald auf. Die Höhe der Bäume dürfte nur drei bis fünf Meter betragen haben. Alle Stämme waren grauweiß, krumm und ohne markante Unterschiede in Dicke und Wuchsform. Dürres Laub deckte den Boden, sodass wir wie auf einem Teppich dahingingen, der Schritt für Schritt auf dieselbe Weise leise, fast einschläfernd raschelte. Voran ging es, so unser Eindruck, ziemlich geradlinig. Nichts war zu sehen, was uns irgendwie Anhaltspunkte zur Orientierung hätte geben können. Es war um die Mittagszeit. Die ohnehin kaum erkennbaren Schatten der Bäume wiesen keine Richtung. Gespannt Ausschau haltend, ohne aber den Boden aus den Augen zu lassen, folgten wir dem Aborigine. Es ist in solchem Gelände immer gut zu schauen, wohin die Füße treten. Wie viel Zeit verging, versäumten wir festzustellen. Als wir wieder zurück zum Lagerplatz kamen, waren gut zwei Stunden vergangen. Daher dürften wir hin und zurück etwa acht Kilometer zurückgelegt haben. Ganz unvermittelt wies der Aborigine mit ausgestrecktem Arm nach vorne. Und da war sie, die »Laube«. In den Boden gerammte Ästchen, die sich oben schlossen und ineinander verhakten, bildeten einen glatten, sauberen Gang. An beiden Enden dieses Gebildes lagen Dutzende grauweißer Schneckenhäuschen wie grober Kies vor einer Auffahrt zu einem Gebäude. Die sonnengebleichten Schneckenhäuschen erzeugten im dumpfen Grau, Braun und fahlem Grün des Waldes einen auffälligen, auch durchs Krüppelholz schon meterweit erkennbaren Kontrast (Abb. 1).

Hier pflegte er also zu balzen, der Graue Laubenvogel (*Chlamydera nuchalis*). Mit herabhängenden Flügeln würde er, in



Abb.1: Mit Schneckenhäuschen geschmückte Laube
des Grauen Laubenvogels (*Chlamydera nuchalis*) im nord-
australischen Kakadu-Nationalpark

Erregung geraten, seinen einzigen Farbschmuck im schuppig grauen Gefieder dem Weibchen zeigen, ein lilafarbenes, rundliches Federbüschel auf dem Hinterkopf. Nur bei heftiger Balz entfaltet das Männchen diesen Farbfleck. In den Genuss eines solchen Schauspiels konnten wir natürlich nicht kommen. Dazu hatten wir uns auch viel zu schnell und zu direkt genähert. Wir hatten keine Zeit, darauf zu warten und zu hoffen, dass tatsächlich ein Weibchen kommen und den Erbauer dieser Laube zum Balzen bringen würde. Ich fotografierte dieses wundersame Gebilde, schlug im Vogelbestimmungsbuch nach, wie er aussieht, der Graue Laubenvogel, und unterließ es, eines der Schneckenhäuschen wegzunehmen. Sicher hatte er sie alle recht mühsam gesammelt. Nach nur wenigen Minuten Aufenthalt ging es wieder zurück durch das Einerlei des Buschwaldes. Jetzt erst überlegte ich, wie sich der Aborigine orientiert haben könnte, um so eine Stelle zu finden, zu der kein Pfad hinführt. Ich konzentrierte mich und versuchte darauf zu achten, ob ich Bäume oder Steine erkennen könnte, die Hinweise auf die Richtung geben. Ohne Erfolg. Hier im Wald gab es nicht eine der Bauten der draußen in den Überschwemmungsebenen so häufigen der Kompass-Termiten. Zwei bis drei oder mehr Meter hoch und lateritrot ragen sie auf. An zwei Seiten sind sie so abgeflacht, dass ihre Schmalseite wie eine »Schneide« genau in Nord-Süd-Richtung weist. Doch auch mit Kompass-termiten ist ohne Uhr und Schatten bei senkrecht stehender Sonne nicht viel anzufangen, wenn man eine bestimmte Richtung sucht.

Während die bloßen Füße des Aborigine über das Laub am Boden dahinglitten, den krummen Bäumen auswichen, um hinter ihnen sogleich wieder in die eingeschlagene Richtung einzuschwenken, kam mir seine Orientierungsfähigkeit immer rätselhafter vor. Wir beide, die wir ihn begleiteten,

zweifelten zwar nicht daran, dass er uns genauso sicher zurückbringen würde, wie er jenes Fleckchen Boden mit der Laube im Busch fand. Aber es beruhigte uns doch, als wir die Stimmen unserer Gruppe wieder hörten. »Ja, die Aborigines, die können das! Sie brauchen keinen Kompass!«, meinte der Nationalparkdirektor. Er hielt dies für selbstverständlich. Vielleicht war es auch gar nichts so Besonderes, wie ich meinte. Die Aborigines hätten sich wohl umgekehrt gewundert, was wir alles benötigen, um uns nur ein Stündchen lang durch den Busch in einer Richtung zu bewegen. Der Wald ist ihre Lebenswelt. Zumindest war er dies, bis vor nur einem Menschenalter Europäer in die letzten Wildnisse Australiens vordrangen, sich darin ansiedelten und das Land



Abb. 2: Aus der Landschaft herausragende Felsen dienten den Aborigines nicht nur als Landmarken für ihre ausgedehnten Wanderungen, sondern auch als Kultstätten. Das geht aus ihren Felsbildern hervor. An vergleichbaren Stellen entstanden die Eiszeitmalereien in der Kalahari und in der Sahara.

nutzten, wo immer etwas aus ihrer Sicht Nutzbares herauszuholen war. Sie waren mit anderen Fähigkeiten als die Aborigines angekommen. Sie betrachteten das Land anders und veränderten Australien in nur zwei Jahrhunderten so sehr, dass es zu einem Ableger Europas, zu einem »Neo-Europa« verwandelt worden ist (Crosby 1986). Nur in wenigen, sehr entlegenen Gebieten blieb der Südkontinent noch ursprüngliches Australien. Die Ureinwohner, die Aborigines, wurden von den europäischen Siedlern an die Ränder abgedrängt und mit ihrer Lebensweise marginalisiert. Den Fähigkeiten der Neuankömmlinge hatten die Aborigines nichts entgegenzusetzen. Sie waren hoffnungslos unterlegen. Ihr Aussterben konnte nur eine Frage der Zeit sein, denn die »Einweisung« in Reservate eröffnete ihnen keine Zukunft. Wie schon an verschiedenen anderen Stellen, aber kaum in solcher Härte, schlug das Darwin'sche ›survival of the fittest‹ zu. Die Europäer waren die Überlegenen, die Fitteren, und nicht die Aborigines, die Zehntausende von Jahren der Auslese der australischen Natur ausgesetzt gewesen waren. Sie hatten sich der Wildnis angepasst. Nun wurde die Wildnis zivilisiert und den Vorstellungen der Europäer angepasst.